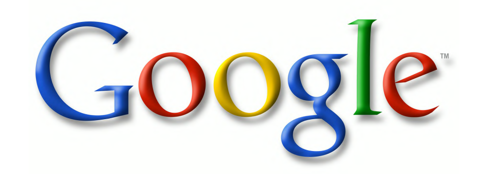
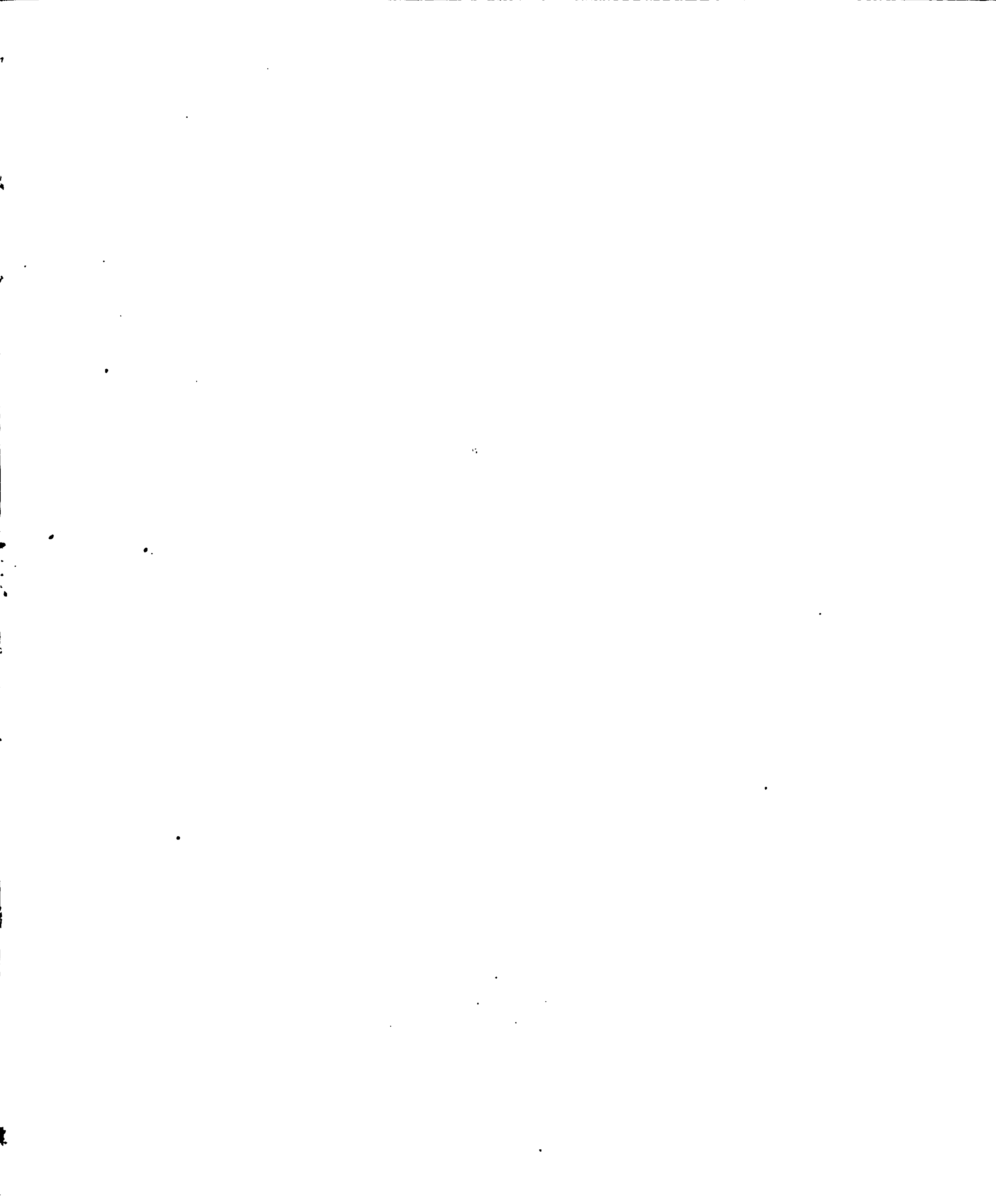



UC-NRLF
$B 99 241
D D
801
B175H3
YE 05538





REDE

zum Geburtsfeste

des

höchstseligen Grossherzogs

KARL FRIEDRICH

von Baden

und

zur akademischen Preisvertheilung

am

22. November 1864

von

Dr. Ludwig Häusser,

Grossh. Bad. Hofrath und ordentl. Professor der Geschichte,

dermaligem Prorector.

Ueber die Regierung Karl Friedrichs.

Heidelberg. 1864.

Buchdruckerei von Georg Mohr.



Hochgeehrte,

Hochansehnliche Versammlung!

Die Stunde, die uns zur Feier des Gedächtnisses von Karl Friedrich hier vereinigt, ist die freudigste in dem Leben dieser Hochschule; anschaulicher als in jedem andern Momente erscheint dieselbe heute als ein grosses Ganze und jeder Einzelne empfindet tiefer als sonst, sowol die Bedeutung des Zusammenwirkens so verschiedener Kräfte und Richtungen nach einem Ziele, als den Werth eines seit Menschenaltern in steter Erneuerung gedeihenden Daseins. Darum leben wir auch heute mehr als an jedem andern Tage der dankbaren Erinnerung an die Wiedergeburt und an den zweiten Gründer dieser, nun bald ein halbes Jahrtausend bestehenden, Universität.

Wenn mich dieser festliche Tag veranlasst, hier das Wort zu ergreifen, so erwarten Sie nicht, dass ich mit der stattlichen Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, welche der Feier dieses Andenkens bereits gewidmet worden sind, auch meinerseits den nicht leichten Wettgang unternehmen werde; für mich als den Vertreter der geschichtlichen Wissenschaft, gibt es meines Erachtens heute nur eine Aufgabe: Karl Friedrich selbst.

Ein einziges Mal im Laufe eines halben Jahrhunderts — bei der Säcularfeier seiner Geburt — ist Karl Friedrich der Gegenstand der Festrede gewesen; damals (und es ist seitdem auch schon ein Menschenalter verflossen) hat ein ehrwürdiges Mitglied der theologischen Fakultät, welches die Hochschule und die Gemeinde Heidelberg noch in schuldiger Pietät verehrt, ihn als Stoff und Vorbild einer Rede de principe christiano gefeiert. Das Thema des Historikers blieb dadurch unberührt; vielmehr hat es das Schicksal so gefügt, dass binnen nahezu fünfzig Jahren

kein Mann meines Faches durch Ihr Vertrauen berufen war, als Redner dieses Tages aufzutreten und mir so die Aufgabe vorbehalten blieb bis zu dieser Stunde.

Ich will sie aufnehmen, diese nicht leichte, aber dankbarste Aufgabe. Dass sie nicht erschöpft werde, dafür bürgt schon der Reichthum des Inhalts und der knappe Raum dieser flüchtigen Stunde; viel mehr ist zu besorgen, dass ich zu weit hinter ihr zurückbleibe! Ein Tribut der Pietät dringt dann am leichtesten zum Herzen, wenn er aus warmem Herzen kömmt; ich trete darum vor Sie weder mit dem Anspruch kunstvoller Rede, noch neuer Forschung; es gilt heute vor Allem, am Fusse eines der lebendigen Denkmale, die sich der Verewigte zu bleibendem Ruhm errichtet, einen bescheidenen Immortellenkranz niederzulegen.

Die Zeiten, in denen das Zähringer Geschlecht zuerst geschichtlich hervortrat, liegen über acht Jahrhunderte hinter uns und es sind unter den auf Thronen lebenden Familien nur noch wenige von gleich ehrwürdigem Ursprung übrig. Aber mit so hohem Alter steht das Wachsthum politischer Macht nicht in gleichem Verhältniss; manch lockende Aussicht auf ausgedehnten Besitz ist früh verloren, oft selbst das Erworbene nicht dauerhaft behauptet worden. Erst standen die Hohenstaufen dann die Habsburger der glücklichen Entfaltung einer zähringischen Hausmacht entgegen; was an Land und Gut, nicht übermässig gross, erhalten blieb, ist durch Theilungen früh verkleinert worden. Wie sich in fürstlichen Dynastien leichter ein bestimmter Familienzug ausprägt und erhält, so haben auch die Zähringer bei allem Wechsel der Zeiten und der Persönlichkeiten sich durch Jahrhunderte eine gewisse Gleichartigkeit bewahrt. In rastlosem Streben nach Erwerb und äusserer politischer Macht haben sie es andern Geschlechtern nicht gleich gethan; wenn gleich kriegstüchtige und heldenhafte Fürsten dem Hause nicht gefehlt haben, dieselben suchten doch ihren Ruhm mehr im Dienst einer grösseren Sache, als in dem Streben eigner Eroberung. Auch herrische Naturen, die als unbedingte Gebieter mit eisernem Scepter über ein Land walten, sind unter den Zähringern nicht heimisch, vielmehr trugen die meisten unter ihnen mildere Züge. Ihr Ehrgeiz war vornehmlich auf friedlichen Aufbau gerichtet, jenen Bertholden den Städtegründern ähnlich, die man im Breisgau, im Uechtland und in Bern als Erbauer ehrt; sie

sind sorgsame Verwalter gewesen, Regenten von patriarchalischer Einfachheit, doch in der Regel eher freigebig, als karg, Charactere mehr von weicher als von spröder und herber Art, nicht Wenige unter ihnen durch angebornes Wohlwollen und natürliche Herzensgüte ausgezeichnet. So ist auch der Fürst gewesen, dessen Gedächtnissfeier wir begehen; der ächteste Ausdruck der Eigenthümlichkeit seines Geschlechts, hat er dessen mannigfaltige edle Gaben harmonisch zu einem Ganzen vereinigt.

Es sind heute 136 Jahre verflossen, seit der Geburt Karl Friedrichs; damals regierte noch sein Grossvater Karl Wilhelm, seine Eltern waren der Erbprinz Friedrich und Anna Charlotte von Oranien. Es ist keine freudige Jugend gewesen, die dem jungen Prinzen beschieden war. Den Vater verlor er als dreijähriger Knabe; die Mutter blieb bis zu ihrem Lebensende von schwerer Gemüthskrankheit heimgesucht. Sein Grossvater Karl Wilhelm, ein Fürst von nicht geringer Begabung und von Haus aus gut geartet, aber leidenschaftlich und sinnlich hatte zürnend die alte Residenz Durlach verlassen, um sich im Hardwald eine neue aufzubauen, indess seine Gemahlin, Magdalena Wilhelmine von Württemberg, in dem bisherigen Wohnsitz zurückblieb. Die Welt wusste und Karl Wilhelm mit ihr, dass die Schuld dieses doppelten Haushalts nicht an der Markgräfin lag. Unter so betrübten Verhältnissen war es eine glückliche Fügung, dass der regierende Herr die Erziehung des jungen Prinzen der Gemahlin überliess. Magdalene Wilhelmine, eine jener kernigen und gediegenen Frauennaturen, wie sie dem schwäbischen Stamme eigen sind, ist dem elternlosen Enkel Mutter geworden; sie hat ihn an Zucht und Arbeit gewöhnt, die Keime der Religiosität und Sittlichkeit in ihm gepflegt, alles Unreine und Niedrige von ihm fern gehalten. Wie eine solche Jugend wohl dazu angethan war, ein tiefes Gemüth zur ernsten Selbstbetrachtung zu stimmen und alles Eitle und Frivole zu verbannen, so hat die treffliche Erzieherin zugleich dafür gesorgt, dass dem jungen Fürsten, den der Tod des Grossvaters im zehnten Jahre zur Nachfolge berief, der frische Blick in die Welt ungetrübt blieb, und er sein Auge früh schärfte für Kenntniss und Beurtheilung der Menschen. Seit seinem fünfzehnten Jahre war er auf Reisen in der Schweiz, Frankreich und den Niederlanden, später

hat er wiederholt die letzteren, England und Italien besucht. Diesen Wanderungen war äusserer Prunk so fremd wie die Genusssucht und die flüchtige Eile, die so oft fürstlichen Bildungsreisen ihren Werth benimmt; es überwog durchweg der ernste Zweck des Selbstschauens und des Erlernens.

So vorbereitet trat Karl Friedrich nach vollendetem achtzehnten Jahre (Nov. 1746) die Regierung seines Landes an. Was ihm die Vorfahren hinterlassen, war eine halbe Markgrafschaft im Umfang von kaum 30 Quadratmeilen mit etwa 90000 Seelen. Die Lage eines kleinen deutschen Gebietes, zumal in dem so unendlich zerklüfteten schwäbischen Kreise, war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nichts weniger als beneidenswerth. Ich rede nicht einmal von den Missregierungen nach französischem Vorbild, von den Duodezdespoten, die in Gewaltthat, Verschwendung, Jagdwuth, Soldatenspiel, in Maitressen- und Serailwirthschaft die Geduld Gottes und der Menschen auf die Probe stellten, wiewohl an solchen Auswüchsen damals nirgends Mangel war. Allein auch davon abgesehen waren die Zustände ungesund und einer durchgreifenden Umgestaltung bedürftig.

Noch lasteten auf einem grossen Theil unserer Nation die Nachwehen des 30jährigen Bürgerkrieges, hier am Rhein geschärft und erneuert durch die Verwüstungen des orleans'schen und des spanischen Erbfolgekrieges. Das wirthschaftliche Leben in allen Sphären beugte sich unter dem Druck der Armuth und Zerrüttung, die davon die Folge war; auch wo die wohlwollende Fürsorge einzelner Regierungen fördernd eingriff, hemmten den Aufschwung überlieferte und neuerwachsene Schwierigkeiten. Wie sollte, nach langen Jahren der Noth und Bedrängniss, der Landbau gedeihen, so lange Feudalität und Leibeigenschaft fortbestand; wie das Gewerbe aufkommen, im Zwang veralteter Zunftordnungen, hoher Gebühren und Lasten, ohne Sporn und ohne Wetteifer, in zahllose Schranken eingezwängt, an den engen Raum der Erdscholle gebunden, meistentheils von confessioneller Ausschliesslichkeit unverständig niedergehalten! Wie sollte der Handel blühen, bedrängt von der Fiscalität der herrschenden Steuersysteme, gebrandschatzt durch widersinnige Binnenzölle, ohne genügende Wege und Verkehrsmittel, gehemmt durch die kleinstaatliche Mannigfaltigkeit in Handelspolitik, Gesetzgebung, Maassen,

Gewicht- und Münzwesen! Und wie sehr fehlte es an Kräften, um diese Missverhältnisse zu besiegen. Weder Stände noch Körperschaften hatten mehr eine Geltung im Staate, alle Classen der Gesellschaft waren politisch bedeutungslos geworden, ein reger, freiwilliger Gemeinsinn fast nirgends vorhanden. Thätigkeit und Kraft zum Handeln existirte beinahe allerwärts nur in der Spitze des Regiments; in ruhelosem Vielregieren, mit nicht immer würdigen Werkzeugen, leistete der thatkräftige Absolutismus das Mögliche, ohne freilich einer Fülle von Bedürfnissen Abhülfe zu schaffen, denen nur in der wetteifernden Wechselwirkung freier Thätigkeit genügt werden kann. Wo die territoriale Zersplitterung die Bedingungen zu einem eigentlich staatlichen Dasein versagte — und dies war im Südwesten Deutschlands durchweg der Fall — da traten wohl noch ganz besondere Uebel zu Tage. Die Parcellirung der Gebiete hatte hier einen Umfang angenommen, der den natürlichen Blutumlauf hundertfältig hemmte; es fehlte an einer geordneten Gesetzgebung und noch mehr an kräftigen Organen der Vollziehung. Die für Leben, Sicherheit und leibliche Wohlfahrt unerlässlichsten Vorkehrungen waren darum hier ungemein erschwert; bald sahen sich die kleinen Reichslande einer Hungersnoth, bald verderblichen Epidemien preisgegeben, bald von einer landläufigen Geissel jener Tage, einem bandenweise herumziehenden Bettler- und Vagabundenthum schutzlos überfluthet. Was die Landesgrenze und dynastische Eifersucht schon hinlänglich auseinander hielt, war durch den Gegensatz der Bekenntnisse vollends geschieden; allenthalben existirten noch in kaum verhüllter Entfremdung confessionelle Staaten, Städte und Gemeinden. Und wie hier, so waren die herben Formen und Maximen der früheren Zeit noch überall in voller Geltung; nur sehr vereinzelt begann hie und da erleuchtend und mildernd der Zug humaner Anschauung durchzubrechen. Noch waren übrigens die Folter, der Schandkarren, die Brandmarkung, das in den Blocksperren geläufige Mittel, die ungesunden und barbarischen Gefängnisse in wenig bestrittener Herrschaft.

Für eine fürstliche Persönlichkeit von edler und humaner Denkweise eröffnete sich hier ein reiches Feld segensvoller Thätigkeit. Die damals Lebenden haben denn auch von dem neuen Landesherrn bessere Tage erwartet. Er ist, sagt ein

einfacher Landgeistlicher kurz nach seinem Regierungsantritt, er ist ein Herr, der nicht gar zu viel redet, aber desto mehr denkt, die Trunkenheit und was damit zusammenhängt hasst, seinen Zeitvertreib im Jagen und Reiten sucht, den Gottesdienst und die Regierungsgeschäfte nicht verabsäumt, seit einiger Zeit sich gar fleissig in den Büchern umsieht und Alles behält, was er liest. Wer der Wollust und Pracht nachhängt, den kann er nicht leiden.

Mit jugendlicher Begeisterung hat Karl Friedrich vom ersten Tage seiner Regierung dem Ziele nachgestrebt, die materielle und sittliche Wohlfahrt des ihm anvertrauten Landes zu erhöhen. Es begann vor Allem eine neue Epoche der Gesetzgebung. In bürgerlichen und peinlichen Sachen ward der Process reformirt, ein einfacher Geschäftsgang, grössere Rechtssicherheit, weniger Schreiberei durch die Hofgerichtsordnung von 1752 herbeigeführt. Das Gefängnisswesen erfuhr eine wohlthätige Umgestaltung; Besserung nicht Züchtigung sollte das Ziel sein. Vor Allem aber ward (1767) die Folter gesetzlich auf wenige kaum vorkommende Fälle beschränkt und damit thatsächlich beseitigt, der zweite Fall auf dem europäischen Festland, nachdem Friedrich II. von Preussen das erste Exempel gegeben.

Wie es die Natur der patriarchalischen Regierung mit sich brachte, war das Gebiet der gesetzgeberischen und polizeilichen Thätigkeit fast unbegrenzt. Zuchtlose Sitte, Luxus, Lottospiel, ungesunde Zustände in der Gemeinde und im Haus entzogen sich ihrer Controle nicht. Dem Uebel des Vagantenwesens wurde dauernd gesteuert, die Armenfrage gründlich in Angriff genommen, für die Hülflosen und Unheilbaren die noch bestehende Siechenanstalt gegründet. Für eine andere Gattung von Bedrängten erstand die Wittwenkasse, für weltliche Beamte bis dahin noch unbekannt; wie diese so ist eine andere Schöpfung jener Tage, auf den gleichen patriarchalischen Grundlagen, bis heute in Gültigkeit: die wechselseitige Zwangsversicherung gegen Feuersgefahr.

In der Verwaltung der Gemeinden wurde Haushalt und Rechnungswesen genauer überwacht, willkürliche Ausgaben und Umlagen erschwert, zugleich zur Selbstverwaltung die ersten Vorbereitungen getroffen in gewählten Ortsvorständen und der erweiterten Controle durch die Gemeinde. Im bürgerlichen Kreise war

das Zunftwesen vielfach zur Fessel für den freien Wetteifer der Arbeit, oder gar zur Quelle unbilliger Belastung für die Minderprivilegirten geworden, wiewol der bekannte Reichstagsschluss von 1731 dem eine Grenze setzen sollte. Gleich anfangs hatte Karl Friedrich die Bürde kostspieliger Meisterstücke, Mahlzeiten und Visitationen dem Handwerk abgenommen, später kam in demselben Jahre wie die Gemeindeordnung (1760) eine neue Zunftacte und nach ihr die Beseitigung anderer widersinniger Beschränkungen der Arbeit, an denen jene Zeit so reich war.

Es gab kein Gebiet des wirthschaftlichen Lebens, das nicht reichen Stoff gegeben hätte für eine gleiche Thätigkeit. Da war der Haushalt des Ganzen von manchem Missbrauch zu reinigen, inmitten verschwenderischer Höfe das Beispiel strengster Sparsamkeit zu geben, dort waren wüste Strecken anzubauen, neuen Culturzweigen Boden zu schaffen, hundert Vorurtheile zu bekämpfen, und vor Allem die überlieferte Indolenz durch Ermahnung, durch thatkräftige Hülfe, durch ermunterndes Beispiel zu überwinden. Ich darf hier nur summarisch andeuten, wie mannigfaltig sich die Thätigkeit des Markgrafen auf diesem Gebiete fruchtbar erwiesen hat; vom Anbau der Kartoffel und der Rübe an bis zum Tabak und Weinbau, zur edleren Obstcultur, zur Seidenzucht. Wenn wir heute gern unser Land einem blühenden Garten vergleichen, so sollten wir nicht vergessen, wie es vor hundert Jahren aussah und welche Geduld, welch unverdrossener Eifer nothwendig war, zunächst in einem kleinen Theil desselben die Lust und Liebe zu so behaglichem Dasein neu zu erwecken. Manch fruchtbare Landstrecke, die noch 1750 Einöde oder Sumpf war, blühendes Wiesengelände, die dichtbepflanzten Rebberge des Markgräfler Landes, der Reichthum unserer Waldungen, vor jener Zeit traurig vernachlässigt und höchstens als Zuflucht übermässigen Wildstandes geschätzt, Brücken und bessere Strassen mit Baumreihen eingefasst, der solidere Häuserbau — alles dieses ist kaum erst ein Jahrhundert alt und legt noch heute Zeugniss ab von der edlen Fürsorge jenes Fürsten, der zunächst ein kleines Ländchen mühsam aus dem Rohen herausgearbeitet hat, um dann auf einem beinahe zehnfach vergrösserten Raum die gleiche Thätigkeit fruchtbringend zu entfalten. Manches Einzelne, auf dem Gebiete der Bodenkultur und auch der Industrie hat den Verhält-

nissen weichen müssen oder blieb nur eine werthvolle Anregung, die sich nach anderer Seite hin fruchtbar erwies; aber es ist im Ganzen doch nur Weniges zu nennen, was wie der Versuch, das physiokratische System praktisch einzuführen, Experiment geblieben ist. In der Fabrikation, wo die wirthschaftliche Politik jener Tage so leicht versucht war, Treibhauspflanzungen anzulegen, blüht noch heute zum Gedächtniss des Markgrafen, der den Anstoss dazu gab, unsere Industrie in Pforzheim und im Wiesenthale.

In Handels- und Verkehrsfragen stand Karl Friedrich weit über der Anschauung der meisten seiner Zeitgenossen. Gleich anfangs hatte er den Staat von dem zweischneidigen Vorrecht überlieferter Monopolien befreit, trat dann wo er es vermochte verderblichen Beschränkungen nach Kräften entgegen und führte, so lange er konnte, einen tapferen, wenn auch nicht immer erfolgreichen Krieg gegen die Grundsätze und die Praxis der Absperrung, die damals noch dominirten. Selbst die unerlässlichsten Lebensbedürfnisse lagen unter dem Banne dieser Politik und alle drückende Noth, die sich daraus ergab, vermochte nicht besseren Grundsätzen Raum zu schaffen. Ansichten, wie sie dem gegenüber 1769 der Markgraf den zur Sperre drängenden Nachbarn aussprechen liess, waren damals noch eine seltene Ausnahme, während das Beispiel von Gernsbach wohl nicht vereinzelt stand, wo die zwei Herrschaften, die sich darein theilten, Speier und Baden-Baden, beide die Lebensmittel absperrten und der arme Condominatsort in Gefahr gerieth, über den Repressalien seiner beiden Herrn Hungers zu sterben.

Mit der materiellen Förderung sollte die geistige und sittliche Wohlfahrt überall gleichen Schritt halten. Von der Volksschule an, für die schon seit 1749 bessere und besser dotirte Lehrer, zweckmässigere Schulhäuser und Schulordnungen hergestellt wurden, bis zu den gelehrten Anstalten, deren das kleine Ländchen fünf zählte, hatte das Unterrichtswesen an dem Markgrafen einen warmen Freund und Beschützer; er konnte damals nicht ahnen, dass ihn einst das Schicksal zum Erben und Fürsorger zweier der ältesten deutschen Hochschulen bestimmen würde; aber das Bedürfniss einer Pflege höheren Unterrichts war darum in ihm nicht minder lebendig. Er suchte das Karlsruher Gymnasium in einer Richtung zu erweitern,

die dasselbe einer Universität näher brachte; selbst den Gedanken einer deutschen Akademie hat er ernstlich ins Auge gefasst und mit andern gleichgesinnten Fürsten erwogen. Erst die Stürme von 1789 haben die friedliche Pflege solcher Entwürfe unterbrochen.

Dem kirchlichen Leben seiner Markgrafschaft suchte er nicht nur durch Visitationen, regeren Verkehr der Geistlichen, sondern insbesondere auch durch die in lutherischen Landen seltenen Synoden einen frischen Impuls zu geben. Noch waren damals die Territorien und ihre Regierungen confessionell im strengsten Sinn des Wortes; es erregte darum Sensation, dass der lutherische Markgraf den katholischen Einwohnern seiner Residenz für eine würdige Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse behülflich war. Der päpstliche Stuhl selbst hat davon Notiz genommen und in einem Breve an den Bischof von Speier (1768) seine Freude ausgesprochen über solch duldsamen Geist, — ein Lob, das Karl Friedrich wie seine Nachfolger jederzeit verdient, wenn auch nicht immer erlangt haben.

Der Zeitabschnitt, in welchem Karl Friedrich so rüstig und wohlthätig in die Verhältnisse seines Landes eingriff, die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, hat in ganz Deutschland den Umschwung zum Besseren mächtig eingeleitet. Ein neuer Absolutismus, der den Zweck des Staates höher und freier auffasste, der sich die Wohlfahrt der Gesammtheit als Aufgabe setzte, an die Regierten strenge Anforderungen machte, aber auch von den Trägern des Regiments das höchste Maass von Pflicht und Thätigkeit verlangte, erhob sich im Gegensatz zu den Ueberlieferungen des Versailler Königthums, das nur in sich selbst den Staat und dessen Zweck gesehen. Diese neue Form erachtete es vielmehr für die erste ihrer Maximen, dass der König dem Staate diene, dass er selber in einfacher Zucht und Sparsamkeit das höchste Muster sei, dass er Duldung übe, der Humanität ihr Recht gebe. So kam, was eine langsame, oft unscheinbare Entwicklung der Geister gezeitigt, auch auf den Thronen allmälig zur Geltung.

Die Geschichte nennt Friedrich II. von Preussen mit Recht als den ersten Repräsentanten einer Staatsweise, die der absoluten Monarchie, kurz vor der furchtbaren Erschütterung, welche die alte Welt aus ihren Angeln hob, noch ein halbes

Jahrhundert reich an Kraft, an wohlverdienten Erfolgen und an echtem Fürstenruhm bereitet hat. Es ist eine stattliche Reihe edler Persönlichkeiten, die von Maria Theresia und Joseph II. an die von Friedrich eröffnete Bahn eingeschlagen haben; unter den ersten steht der Fürst, dessen Andenken wir heute feiern. Zeitgenosse Friedrichs II., um ein Menschenalter älter als Kaiser Joseph und Leopold von Toskana, durchragt er eine lange Regentenzeit von 65 Jahren wie der Repräsentant zweier Zeitalter; denn die Vorsehung hatte ihm die an schweren Prüfungen reiche Aufgabe gestellt, erst die Morgenröthe einer neuen Zeit mit heraufzuführen, dann Zeuge der Erschütterungen zu sein, die das Fundament der alten Ordnung umspülten und schliesslich bittere Tage einer eisernen Zwingherrschaft über Alles, was ihm theuer war, zu erleben, ohne die trostreiche Aussicht auf ein Erwachen, das doch über seinem frischen Grabe bald beginnen sollte.

An Macht und Bedeutung der äusseren Mittel haben ihn viele von den Fürsten jener Zeit überboten, an Reinheit und sittlicher Idealität des Strebens kaum Einer erreicht. Als sein Lebensziel hat er selbst einmal bei einem denkwürdigen Anlasse die Aufgabe bezeichnet: ein freies, opulentes, christliches und gesittetes Volk zu regieren. Nicht dies Ziel allein, noch mehr die Art und Weise, wie er ihm über ein halbes Jahrhundert unverdrossen nachgestrebt, gibt seinem Thun eine nur ihm eigenthümliche höhere Weihe.

Der Generation, mit welcher er lebte, lag eine warme Anhänglichkeit an das Hergebrachte und Ueberlieferte durchaus fern; in lebhaftem Kampf begriffen gegen gealterte Formen, gegen Autoritätsglauben und hierarchische Prätensionen, war sie auch auf dem religiösen Gebiet viel eher den überlieferten Glaubensanschauungen abgewandt als zugethan. Ist doch eine gewisse voltairisirende Stimmung selbst in tiefer angelegten Persönlichkeiten jener Epoche nicht zu verkennen. Gerade in diesem Einen war Karl Friedrich kein Kind seiner Zeit. Er erinnerte in der Unmittelbarkeit und Frische religiöser Empfindung an die Repräsentanten der ersten Jugendepoche der Reformation. Wohl war ihm alle trübe Einseitigkeit und insbesondere aller Fanatismus fremd; aber auch vor skeptischen und indifferenten Stimmungen hatte ihn, neben dem Einfluss einer tüchtigen Erziehung sein eignes

zartes und tief angelegtes Gemüth bewahrt. Ueberall trat in ihm der vorwärts strebende Zug des Jahrhunderts zu Tage, aber veredelt durch die Pietät gegen das, was an der alten Zeit Tüchtiges und Gutes war.

Er meinte, eine jede Sache, zumal eine solche, die zum Wohle eines Staates unternommen werde, solle mit Glauben und Gebet angefangen werden. Alles was geschehen ist, sagte er wohl demüthig von sich selber, ist unter Führung der Vorsehung und mit dem Rathe kluger Männer geschehen. Als die sichersten Mittel, einen Staat blühend zu machen, bezeichnete er einmal: es solle ein Jeglicher nicht nur die Pflichten seines Standes aufs genaueste erfüllen, sondern auch durch Religion und Ehre angetrieben darnach trachten, wie er es Seinesgleichen an Ehrlichkeit, Fleiss und Geschicklichkeit zuvorthun könne.

Solch eine Gesinnung schützte vor jeder herben Anwendung der ihm anvertrauten Gewalt. Denn vergessen darf man nicht: noch herrschte in dieser Reformepoche die ganze Strenge absoluter Regierungsform. So haben es denn auch die Grössten jener Tage an Akten gewaltthätigen Eigenwillens und an Kränkungen menschlicher und bürgerlicher Rechte da nicht fehlen lassen, wo die Staatsraison oder das gemeine Beste es zu gebieten schien; neben edlen Thaten humaner und philanthropischer Gesinnung ist darum mancher Zug von herrischer Rücksichtslosigkeit zu verzeichnen, der mehr an das siebzehnte als an das achtzehnte Jahrhundert erinnert. Nicht die grösseren Staaten allein, wo der Absolutismus an sich ein schärferes militärisches Gepräge trug, können dafür Exempel geben, auch die kleinsten machten keine Ausnahme, wenn nicht die Persönlichkeit des Fürsten davor schützte. Hat doch dicht in Karl Friedrichs Nähe ein geistlicher Fürst noch 1781 als Lehre seinen Unterthanen amtlich verkündigen lassen: „Das gemeine Beste sei allemal das, was der Herr wolle“ und in einem Katechismus fürs Volk war als Dogma aufgestellt: „Der Landesfürst hat die Gewalt sowol über unser Leben als über unsere Güter.“ Auch in einem weltlichen Staat lehrte ein protestantischer Theolog noch 1790: wenn dem Einzelnen Unrecht geschehe durch die Obrigkeit, so habe er höchstens um Gnade zu bitten, nicht Recht zu begehren, das sei wahre Christuslehre und die einzige Aufklärung, die das Volk über seine Rechte bedürfe.

Von solchen Anschauungen, die der treffliche Moser Sultanismus zu nennen pflegte, ist natürlich Karl Friedrich frei gewesen; ihn erfüllte ein tiefes Gefühl der Achtung für fremde Rechte. Keiner von den Fürsten der Zeit hat sich darum mehr vor der Versuchung geschützt, die Freiheit und Aufklärung auf dem Weg des Zwanges erringen zu wollen. Er nannte den Despotismus treffend zugleich den Vater und den Sohn der Anarchie. „Vor solchen Vätern und Söhnen, sagte er, ihren Verwandten und Angehörigen behüte uns der liebe Herrgott!"

So war denn auch die Freiheit und das Recht des Einzelnen so sicher bewahrt, als dies im absoluten Staat geschehen kann. Eine edle, reine Begeisterung für ächtes Menschenwohl durchdrang das Wesen des Markgrafen. Eben darum war er frei von jeder Ueberschätzung eigner Kraft und von Missachtung der Andern. „Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, rief er 1783 seinem Volke zu, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun 37 Jahre die Gnade von Gott habe unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniss Euch vorzustehen, vereinigt Euch mit mir zum allgemeinen Wohl. Lasst mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, dass ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe."

Die patriarchalische Fürsorge und Thätigkeit, womit die Staatskunst jener Zeit ihrem Ziele nachging, erstreckte sich ins Ungemessene. Wie Friedrich II. einmal in einem seiner politischen Aufsätze sagt: Der Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist; er muss sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle die Vortheile zu schaffen, deren sie fähig ist. Oder wie Karl Friedrichs naher Anverwandter in der Baden-Badenschen Kammerordnung von 1766 das ausspricht: Unsere fürstliche Hofkammer ist die natürliche Vormünderin unserer Unterthanen. Ihr liegt es ob, dieselben von Irrwegen auf die rechte Bahn zu führen, auch gegen ihren Willen sie zu belehren, wie sie ihre eigne Haushaltung einrichten sollen. Diese vielgeschäftige, Alles überwachende und in jegliches Lebensverhältniss sich eindrängende Art zu regieren, die unsrer heutigen Anschauung so sehr widerstrebt, ist damals die herrschende gewesen; im Einzelnen freilich zeigt sie je nach der Persönlichkeit des Fürsten und der Einsicht

der Staatsmänner, sehr verschiedene Abstufungen. Karl Friedrich hat auch hier, neben der unvermeidlichen Nothwendigkeit, trägen und zurückgebliebenen Verhältnissen einen wohlthätigen Sporn einzusetzen, ab- und zuzugeben gewusst und nur mit Widerstreben der natürlichen Freiheit des Menschen Zwang angethan. War er doch bei aller Reformthätigkeit, im Kern seines Wesens eine conservative Natur. Ungeduldiges Drängen nach Umgestaltung des Bestehenden, unreife Neuerungslust fand an ihm einen Widersacher; er nannte wohl diese Richtung des Zeitgeistes ein vielköpfiges Ungeheuer. Für das Vorhandene und Ueberlieferte, mochte es in gesetzlichen Ordnungen, in der Sitte oder der Gewöhnung des Lebens zu Tage kommen, übte er selbst dann Rücksichten der Pietät, wenn die bessere Einsicht die Umgestaltung zu gebieten schien. Moderate et prudenter war sein Wahlspruch; gemessen und stetig, aber nicht sprungweise wollte er sein Volk zu einer bessern Ordnung hinüberführen. Bei jeder durchgreifenden Veränderung wurden die verschiedenen Ansichten eingehend geprüft, mit grösster Vorsicht die Hindernisse weggeräumt, auch wohl mit Versuchen im Kleinen vorgegangen und wo die Praxis der Zeit zu gebieten gewohnt war, durch Rath und Belehrung freiwillige Zustimmung gewonnen. Bei der Einführung eines verbesserten Gesangbuchs ist unter andern dies Verfahren mit musterhafter Geduld eingehalten, Niemanden Zwang angethan, überall durch ruhige Belehrung gewirkt worden. Gleichwol gab es Einzelne, die einen Abfall von der alten Religion besorgten; an sie ward nun eine von Lavater verfasste Mahnung gerichtet, deren schärfste Stelle lautete: „es geht diesen Schwachen, wie den Furchtsamen, die Gespenster erblicken, wo keine sind. Sie sehen den Thron des Erlösers wanken und seine Kirche dem Umsturz nah, wenn der Hellerdenkende beide auf einem unbeweglichen und ewigen Felsen ruhen sieht.“

Den Glauben an die Allmacht papiernen Verordnens, der manchen erleuchteten Zeitgenossen beherrschte, hat Karl Friedrich nie getheilt; wollen doch die Herrn sorgen, sagte er einmal einer Behörde, dass mehr gethan als geschrieben werde. Eben darum liebte er auch die Regierungsweise nicht, die Politik und Leben in der formalen, juristischen Weise eines Prozesses abwickeln möchte. Oft hat er

es betont, dass hier ein Umschwung nothwendig sei; der Rechtsgelehrte übersehe nur einen Theil der Staatsverwaltung, während der Staatsmann Alles zu beachten habe. Oder er sagte auch einmal scherzend im vertraulichen Kreise: ich habe immer geglaubt, dass kein Mensch Zeit und Kraft genug habe, Alles zu wissen, und dass man desswegen diesen oder jenen Beruf sich erwähle, um etwas recht ergründen zu können. Aber mit den Juristen muss es anders sein — die wissen Alles.

Wie ihm Jedes nur Mechanische und Handwerksmässige widerstrebte, so lag ihm die souveraine Geringschätzung fern, womit auch der aufgeklärte Absolutismus seine Beamten als Werkzeuge und Handlanger zu behandeln pflegte. Die üble Gewöhnung, den Staatsbeamten auch dem geringen Hofdiener nachzusetzen, ihn mit unbilligen Anforderungen zu überbürden, daneben karg zu bezahlen und zur Versuchung unrechten Erwerbs hinzudrängen, ist einer der schlimmsten Schäden jener Tage gewesen. Die bekannte preussische Anrede aus der Wöllner'schen Zeit „Ew. Geringfügigkeit“, die Bestimmung der hessen-casselschen Rangordnung von 1762, welche die Conrectoren an Gymnasien den Kammerdienern und Bereitern nachsetzte und die Bürgermeister der Landstädte hinter den Hofbierschenken aufführte, das Gebot Herzog Carl Alexanders, von Würtemberg, die Kanzleibeamten hätten bei Strafe des Verlustes einer vierteljährigen Besoldung mit Frauen und Töchtern auf den Maskenbällen des Carnevals zu erscheinen, die Anwartschaften und der Stellenkauf in der Pfalz, in Baiern und in Würtemberg, die völlige Rechtlosigkeit des Verfahrens gegen Würdige oder Unwürdige, wenn sie die höchste Ungnade herausgefordert hatten — das alles sind nur einzelne charakteristische Züge aus einem System, dessen Nachwehen noch bis in unser Jahrhundert hereinragen. Wie hob sich dagegen die Praxis Karl Friedrichs hervor! Er war gegen die Beamten streng aber niemals hart, jede Form des Geschenkes war ihnen untersagt, aber sie waren rechtlich sicherer gestellt, besser besoldet, persönlich mit mehr Achtung behandelt, als in den meisten andern Ländern. Ihre Ansichten und Bedenken hörte der Markgraf gern, auch abweichende Meinungen, die sich begründen liessen, kamen zur Geltung, überall ward das berechtigte Selbstgefühl respectirt,

ein edlerer Ehrtrieb geweckt. In der Wahl der höheren Staatsdiener, insbesondere seiner Räthe verfuhr Karl Friedrich mit äusserster bisweilen peinlicher Vorsicht; selbst der vielleicht grundlose Schein eines nicht durchaus achtungswürdigen Wesens und Wandels war ihm ein Hinderniss. Die Früchte lohnten freilich diese strenge Gewissenhaftigkeit; der alten markgräflichen Beamten, der Pflanzschule, die er erzog, hat man noch lange mit verdienter Achtung gedacht, als eine andre Zeit mit neuen Ansprüchen herangewachsen war.

Doch hielt er darauf, selbst zu regieren. Er wohnte den Sitzungen seines Geheimen Raths, die zweimal wöchentlich stattfanden, regelmässig bei, war auf alle einschlägigen Fragen wohl vorbereitet, beherrschte die Verhandlung durch seine persönliche Kenntniss der Dinge noch mehr als durch seine fürstliche Stellung. Wie ihn niemals Günstlinge und Schmeichler beeinflusst oder Coterien und Parteien sein Denken und Thun unmerklich geleitet haben, so war er auch nicht geneigt, unter der Herrschaft seiner Räthe zu stehen. Er war wohl dem Widerspruch soweit zugänglich, dass er selbst von gefassten Beschlüssen vertraulich äusserte, er habe Erinnerungen gemacht, aber die Herren hätten es nicht anders gethan; indessen diese Nachgiebigkeit fand ihre Grenze, wo es auf Wesentliches ankam. Ich wünschte doch nicht — sagte er einmal ruhig aber bestimmt — dass die Leute sagen, ich will es lieber mit dem Markgraf, als mit einem Geheimen Rath verderben. Es ist darüber bei einem andern Anlasse, wo der Geheime Rath sich gekränkt fühlte, weil Karl Friedrich für bestimmte Aufträge, namentlich geheime Unterhandlungen, Personen ausserhalb des Collegiums gewählt, zu einer offenen Erklärung gekommen. So wie ich dazu da bin, äusserte sich der Markgraf in einem merkwürdigen Schreiben, mir Wahrheiten sagen zu lassen, sie mit Geduld zu hören und Unparteilichkeit und Selbstverleugnung zu prüfen, so glaube ich auch das Nämliche von andern fordern zu können. Er werde es sich, fuhr er fort, nie nehmen lassen, Pläne und Negociationen, ehe sie zur Reife gediehen seien, ausserhalb des Collegiums zu behandeln und dabei Personen um Rath zu fragen, die nebst der nothwendigen Rechtschaffenheit und Klugheit am meisten Kenntniss des in Frage stehenden Gegenstandes besitzen. Das könne je nach der Verschiedenheit

der Frage bald der Mann von Welt- und Menschenkenntniss, bald der von dem Geist und Sinn der wahren aufgeklärten Christusreligion durchdrungene Theologe, bald der Rechtsgelehrte, bald der Naturkundige, bald ein Solcher sein, der Unterrichts- und Erziehungswesen genauer kenne.

In seinen persönlichen Aufzeichnungen findet sich auch wohl die Klage, dass in solch einem Collegium ein oder mehrere Mitglieder sich aller Geschäfte bemeistern, alle Arcana wissen, ihre Grundsätze als unfehlbar, sich selbst als unentbehrlich erscheinen lassen wollen und Jedem, der ihren Meinungen nicht nachgibt, wie man zu sagen pflegt, den Stuhl vor die Thüre setzen. Nicht immer haben ihm die Räthe und Beamten genügt; manches Hinderniss, das in den Verhältnissen lag, ward ihm nicht energisch genug beseitigt, durch Schwerfälligkeit auch wohl der raschere Flug seines Strebens gelähmt. Zwar ein Land und ein sogenannter Landesherr, klagte er nach vierzigjähriger Regierung, aber alle Verhältnisse unvollständig und mangelhaft; dazu ein Gemüth, das mehr fühlt und tiefer fühlt, als es sagt und sagen kann, das zwar die Verleugnung seiner selbst von Jugend auf ziemlich gewohnt ist, bei diesen Umständen aber immer noch mehr haben müsste, um über Alles weg zu gehen.

So hat auch ihn, wie alle edleren Naturen von idealem Streben, bisweilen die Unzulänglichkeit des Erreichten und Erreichbaren niedergedrückt, aber es waren doch nur vorübergehende Stimmungen, die den Feuereifer, der ihn belebte, nicht zu dämpfen vermochten. Und dieser persönliche Impuls bedeutete ja in seiner Regentenarbeit ungemein viel, beinahe Alles. Von andern deutschen Regierungen angegangen, das Geheimniss ihrer Erfolge zu enthüllen, waren Karl Friedrichs Rathgeber wohl in Verlegenheit; aus Gesetzen und Verordnungen liess sich wenigstens die Erklärung nur zum kleinen Theile geben. Die Persönlichkeit des Fürsten war das Belebende und Befruchtende; seine Ermunterung, sein Beispiel war ein stärkerer Hebel als Gesetz und Gebot. Ein inniges Band von Vertrauen hat bis in seine späten Tage ihn mit seinem Volke verknüpft; Jedem zugänglich hatte er für Alle, wenn nicht immer Hülfe, doch treuen, wahrhaftigen Rath. Was er versprach, war ihm heilig; auf besonderen Gedenkzetteln ward von ihm verzeichnet,

was in den vielen Audienzen und persönlichen Begegnungen für Anliegen an ihn gekommen und welche Zusagen gegeben waren. Land und Leute kannte er aus eigner Anschauung; nicht der Beamte und der Geistliche allein ward bei seinen vielen Reisen aufgesucht, auch den Bürger, den thätigen Landwirth zog er heran, lehrte und lernte in der Umgebung tüchtiger Menschen der verschiedensten Lebenskreise. Noch lebt in den Nachgebornen, von Eltern und Grosseltern überliefert, eine Reihe von einzelnen Zügen, in denen sich dies Verhältniss spiegelt. Wie er der armen Bäuerin, die ihn wegen Wildschadens anging, sogleich auf ihr Stück Feld folgte, um den Schaden schätzen und decken zu können, wie er dem ungeschickten Landmann, der mit dem Pflug nicht zurecht kam, hilfreich an die Hand ging und mit fester Hand eine musterhafte Furche zog, wie er den Bedrängten oft unerkannt und kaum geahnt, zartfühlend Hülfe brachte, wie er gegen jede Glaubensart und Auffassung billig war, treu dem Wort das er einmal zu seiner Umgebung sprach, „ich sehe gern, wenn meine Diener Gott ehren, jeder auf seine Art“, wie er mit väterlichem Ernst Missständen entgegen trat, aber auch in zwangloser Heiterkeit und gemüthlichem Scherz glückliche Stunden unter dem Volke verbrachte — Das wird noch heute in vielen einzelnen Ueberlieferungen im Lande bewahrt. Wie ein ehrwürdiger Zeitgenosse schreibt: In Keinem, der noch einen Theil der markgräflichen Zeit mitgelebt hat, wird die Erinnerung an jene allgemeine Zufriedenheit und an das Gefühl der Behaglichkeit verschwunden sein, die in dem kleinen Lande, ohnerachtet seiner nur mässigen Hülfsquellen der bedeutenden Belastung des Landmannes und der beschränkten ökonomischen Lage der städtischen Bevölkerung, geherrscht haben. Und wer wollte leugnen, dass die sittlichen Früchte so gemüthvollen Waltens noch schwerer wogen, als die Förderung materieller Wohlfahrt, die daraus entsprang? Denn die Wirkung seines Wesens trug sich in den kleinen Staatshaushalt über und erfüllte Regierende wie Regierte mit einer höheren Auffassung ihrer Stellung und ihrer Pflichten.

In dem regen Verkehr mit seinem Volke ist denn auch Karl Friedrich und seine Weise am ächtesten zu schauen: die stattliche Persönlichkeit, die bis in's hohe Alter Gewandtheit und elastische Bewegung behielt, die treuherzige, Vertrauen

erweckende Miene und der kraftvolle und zugleich milde Klang einer Stimme die zum Herzen sprach. In seinem Wesen war nichts Unruhiges, Aufgeregtes, Gang, Haltung und Ton durchaus fest und verständig. Sein Gespräch ging auf den Kern der Sache; das Gemachte und Ueberspannte liebte er so wenig, wie das bewusste Glänzen mit Geistreichthum und Witz. Aber die Herzlichkeit eines wahrhaftigen Gemüths, aus der ächte Menschenliebe sprach, der Zartsinn, der all sein Empfinden wie sein Handeln durchdrang, das gab dem Gespräch mit ihm einen bleibenden, unvergesslichen Reiz. So war auch seine geistige Art: in ihr prägte sich die schönste Harmonie mannigfaltigster Begabung von Verstand und Gemüth aus. Er gehörte zu den Geistern, die nicht sowol in glänzenden Blüthen prangen, als edle Früchte still zu zeitigen wissen. Nicht stürmische Genialität und ein rastlos aufgeregter, ehrgeiziger Sinn gab sich in ihm kund, wohl aber ächter Seelenfriede und eine schmucklose edle Menschlichkeit. Fürstliche Würde und freundliche Herablassung vereinigte sich darum aufs ungezwungenste in ihm; auch fern vom Thron geboren hätte solch eine Natur unwillkürlich angezogen und die Herzen erwärmt. Den Eindruck haben nicht nur Klopstock, Wieland, Herder empfangen; das hat auch Göthe empfunden, als er von Stolberg begleitet, mitten in der Unbändigkeit der Sturm- und Drangperiode, Süddeutschland und die Schweiz durchzog. Das ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen, sagt er, ward in Karlsruhe auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einigermassen beschwichtigt.

Jenem fröhlichen Schaffen für die Wohlfahrt des Landes erwuchs ein frischer Antrieb durch den Heimfall der übrigen Besitzungen des Hauses, der nach dem Aussterben der baden-badenschen Linie 1771 eintrat. Seit Jahrhunderten war zum ersten Male beinahe der ganze Besitz der alten Markgrafen wieder in einer Hand vereinigt und Karl Friedrichs bisheriges Gebiet mehr als verdoppelt. Den Heimfall dieses Erbes zu verkümmern oder an lästige Bedingungen zu knüpfen gelang so wenig, als der Versuch, durch das Anfachen der nun erweiterten confessionellen Gegensätze den Frieden zu stören. „Es muss ein unumstösslicher Grundsatz bei unseren spätesten Nachkommen bleiben,“ sagte er damals den huldigenden Behörden von Baden-Baden, „dass das Glück des Regenten von der Wohlfahrt seines

Landes unzertrennlich sei". Dies Wort gleich jetzt zu bewähren, war neuer Stoff und frische Anregung gegeben. Ein gesegnetes Land, dessen Entwicklung aber doch hinter dem Durlacher Antheil zurückstand, war auf eine gleiche Stufe der Wohlfahrt zu führen. Was in den ersten 25 Jahren für Reform der Gesetzgebung, humane und freisinnige Einrichtungen, für Hebung der Bodencultur und bessere Wirthschaft in allen Kreisen des Lebens, für Förderung der geistigen, sittlichen und religiösen Interessen geschehen war, auf kleinem Raum und oft mit knappen Mitteln, dem war nun ein weiteres Feld schöpferischen Thuns eröffnet. Schon reiften die Früchte jener ersten Periode und spornten den Wetteifer auf dem neu erworbenen Gebiet, dem nachzukommen. Die dumpfe Schwerfälligkeit unten war bereits einer frischeren Selbstthätigkeit gewichen und von oben konnte man eher mit vollen Händen geben, als in den ersten Anfängen der Aussaat. Den Höhepunkt dieses beglückten und friedlichen Daseins bildet das Jahr 1783. Da brachte der 23. Juli das denkwürdige Generalrescript, das die Leibeigenschaft aufhob, die Abzugsfreiheit verkündigte, dem Leibschilling, dem Besthaupt ein Ende machte. Der Eindruck dieser denkwürdigen That war ihrer werth; weithin durch Deutschland sprach sich für den edlen Fürsten eine aufrichtige Begeisterung aus und das Land selbst vergalt mit herzlichster Freude diesen entscheidenden Schritt zur bürgerlichen Wohlfahrt und Freiheit. Herzerhebender selbst als dieser Jubel der Anerkennung war aber die edle Bescheidenheit, womit der Gefeierte in der denkwürdigen Ansprache vom 19. Sept. den Dank ablehnte. Wohl und Wehe des Regenten, sagte er, fliesst mit dem des Landes in Eins zusammen; ich kann also, wenn ich etwas zu dem Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche — ein freies, opulentes, gesittetes und christliches Volk zu regieren — nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen lässt." Es ist dieselbe Ansprache, die im herzlichsten Ton das Volk ermahnt, dass es zur sittlichen Freiheit reifen möge, die in begeistertem Schwung alle Patrioten auffordert, mitzuwirken zum allgemeinen Wohl; dieselbe, die den Eltern zuruft: Erziehet eure Kinder zur Tugend, lehret

sie wahrhaft sein und die Lügen hassen; Gott forderts von Euch, ihr seid es euern Kindern, Euch selbst, eurem Vaterlande schuldig."

Es waren unvergängliche Worte, wie sie aus so reiner und grosser Empfindung selten ein Fürst zu seinem Volke gesprochen. Gern möchte man darum den Moment so glücklichen Daseins festhalten und verlängern, von Herzen dem Markgrafen die Freude gönnen, als Lohn seines Strebens das friedliche Wachsthum der Wohlfahrt seines Volkes noch Jahrzehnte ungetrübt zu geniessen. Allein so wohl und glückselig sind dem edlen Herrn nur wenige Augenblicke mehr zu Theil geworden, wie der, aus dem er jene Selbstbekenntnisse vom Herbst 1783 schrieb.

Dem friedlichen Stillleben sind rasch die Tage des Sturmes gefolgt. Erst wie Vorboten die Heimsuchungen durch den wilden Trotz der Elemente und durch die Hungersnoth; dann die Welterschütterung von 1789. Die Zeit friedlichen Gedeihens war fast auf ein Menschenalter unterbrochen, alle Wehen des Krieges, die Verwüstung und der Raub fremder Invasion brach aufs Neue über dies schutzlose Grenzland herein, die jenseits des Rheins gelegenen Gebiete gingen gleich anfangs verloren. Gerade fünfzig Jahre, nachdem der Markgraf seine gesegnete Regierung angetreten, musste er fliehen vor dem Andrang zuchtloser Horden, deren wüste Thaten heute noch in der Ueberlieferung der Rheinlande leben. Mit der alten Weltordnung ging auch die seit lange zerrüttete Verfassung des Reiches aus den Fugen und drohend erhob sich über dem zerklüfteten Deutschland das Schiedsrichteramt des Imperators, den die Revolution geboren.

Zwar wuchs in dem grossen Auflösungsprocess der alten Formen und der ausgelebten territorialen Gruppen der Umfang und die Macht des Landes: von der Markgrafschaft erhob es sich zum Kurfürstenthum, zum Grossherzogthum, von 64 Quadratmeilen auf 272 und allerdings wirkte neben den Motiven, welche aus der politischen Conjunctur jener Tage entsprangen, auch die Anerkennung mit, die sich vorher auf kleinem Raume das gesegnete und lebensfähige Walten Karl Friedrichs errungen hatte. Aber die Bedingung dieses Wachsthums war die Anlehnung an den fremden Protector, war die Heeresfolge unter seinen Fahnen, war der Eintritt in den Rheinbund.

Wohl war unter dem Eindruck des Umsturzes der alten Zustände eine Schule von Fürsten und Staatsmännern erwachsen, die der Widerwille über die Misere des alten Reiches, über die kleinstaatliche Misbildung und über die hundertfältigen Hemmungen gesunder Entwicklung zu aufrichtigen Freunden der bonapartischen Staatsmaximen erzogen hat; sie haben aus der Noth eine Tugend gemacht und mit hingebendem oft rücksichtslosem Eifer der Vergrösserung des Landes, dem sie angehörten, gedient; sie haben in gleichmachender Thätigkeit Schranken und Hemmnisse in Menge weggeräumt, auf den Trümmern verfallener Stände, Körperschaften und ihrer Vorrechte eine uniforme Staatsordnung geschaffen, von der man wenigstens das Eine rühmen konnte, dass sie Pionierarbeit für eine bessere Zukunft war. Auch Baden hat solche Staatsmänner damals gehabt und einer der hervorragendsten unter ihnen war ein Mann, den unsere Hochschule stets in dankbarem Gedächtniss bewahren wird.

Aber Karl Friedrich war von anderer Art. Der tief conservative Zug in ihm harmonirte nicht mit der napoleonischen Staatspraxis, die vermittelnde Weise seines Regierens hatte wenig gemein mit der kurzangebundenen militärischen Tonart der Rheinbundszeit und seine angeborne Pietät für Altehrwürdiges und Ueberliefertes erschrack vor der oft rohen Gewaltthätigkeit einer im Grund ihres Wesens revolutionären Periode. Vor Allem aber widerstrebte ihm, der sein Leben lang treu zum Reiche gehalten, der Bund mit Napoleon. Schon 1796, wo er dem schwerbedrängten Lande die Contributionen aus seiner Privatcasse deckte, war es lediglich die Furcht vor Schlimmerem, was ihn bewog, sich mit den Franzosen abzufinden. Als 1805 Napoleon in drohender Form den Anschluss verlangte, da ist, wie die Acten über die Verhandlung ausweisen, die Frage noch einmal erwogen worden, ob der Kurfürst nicht fliehen und das Land dem Schutze Preussens und Russlands anempfehlen solle. Nur die Sorge vor einer Wiederholung furchtbaren Drucks, dessen Erinnerung noch aus dem orleansschen Krieg fortlebte, hat damals seinen Entschluss bestimmt. Einzig durch diese Erwägungen, so lautete wörtlich die Erklärung an den Unterhändler Napoleons, sieht sich S. K. Durchl. zu seinem tiefsten Schmerze genöthigt, zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen. In einem Manifest den Schritt zu begründen, wie es die Nachbarn thaten, ward abgelehnt.

Wie eine Aufzeichnung aus dem Cabinet Karl Friedrichs sagt: „Ist es nöthig, ist es rathsam, die wahren, die entscheidenden Motive zu bekennen? Spricht da überlegtes Schweigen nicht mehr als Worte? Oder will man etwa die Maxime der Noth entwickeln? Solche spricht schon die Landkarte von Deutschland und Frankreich aus und diese hat Jeder in Händen.“ Noch weniger war man versucht, mit dem Tross, den der Erfolg beherrscht, ein vae victis anzustimmen.“ Wie glänzend auch das Glück der französischen Waffen sein möge — hiess es in einer Denkschrift, die eilf Tage nach der Katastrophe von Ulm niedergeschrieben ist — die österreichische Monarchie steht noch und mit hoher Wahrscheinlichkeit ist vorauszusagen, dass sie selbst durch die erschütterndsten Kriegsbegebenheiten aus dem Zusammenhang der ersten Mächte Europas so leicht nicht wird herausgerissen werden.“

Aber noch kamen erst die herbsten Tage der Fremdherrschaft, seit der Katastrophe Preussens und dem russisch-französischen Bündniss von Tilsit und Erfurt. Sie trafen ihn im hohen Alter, in einer Zeit, wo auch die gesunde Rüstigkeit seines Wesens anfing nachzulassen. Was Andere gleichmüthiger ertrugen oder kaum empfanden, war für eine Natur wie die Karl Friedrichs die schwerste Prüfung. Wohl hat Napoleon selbst die persönliche Achtung für den greisen Fürsten nie verleugnet und sich unverkennbar bemüht, gegen ihn eine mildere Tonart anzuschlagen, aber das System blieb darum stets dasselbe und die Werkzeuge liessen dessen ganze Unerträglichkeit täglich aufs Neue empfinden.

Wie viel Schmerzliches war in dies friedliche und reine Leben störend eingetreten, seit den Schreckenstagen von 1796, dem Rastatter Gesandtenmord, der Hinrichtung des Herzogs von Enghien! Allerdings war das Land jetzt zu einem Mittelstaat herangewachsen und in grosse und einflussreiche Verbindungen eingetreten; die mächtigsten Herrscher der Welt zählten zu den Verwandten des Hauses und drei Enkelinnen Karl Friedrichs trugen Kaiser- und Königskronen. Aber all der Glanz war diesem Gemüthe kein Ersatz für das verlorene Idyll einer anspruchslosen und doch so gesegneten Thätigkeit, wie sie ihm fünfzig Jahre lang zu Theil geworden war. Und wie schmerzlich mahnte doch auch, mitten in dem neuen Glanze, das Schicksal ihn an die Vergänglichkeit alles menschlichen Glückes. Er

sah den ältesten Sohn, das Ebenbild seines wohlwollenden milden Sinnes, mitten in der Kraft der Jahre hinwegsterben, einen zweiten nach des Imperators Befehl aus seiner Nähe entfernt, das Schicksal der Jüngeren noch ungewiss, er sah zwei von den Fürsten, die seinen Enkelinnen vermählt waren, Gustav von Schweden und den Helden von Quatrebras, Friedrich Wilhelm von Braunschweig entthront und verbannt. Wohl mochte er sich häufig nach der glücklichen Vergangenheit zurücksehnen; als Markgraf, hat er einmal gesagt, war ich reich und Herr, jetzt Kurfürst, aber arm und ohnmächtig.

Für die eiserne Zeit des Uebergangs war diese Persönlichkeit zu mild und fein organisirt. Die Ziele boten ihm keinen Reiz, die Mittel erfüllten ihn mit Widerwillen. Musste er doch die wohlthuende Arbeit einer glücklichen Regierung jetzt verschwinden sehen, und nachdem er fünfzig Jahre lang für die Erleichterung seines Volkes gewirkt, Tage des Druckes und der Noth erleben. Wie schwer ihm das auf dem Gemüthe lag, hat er oftmals ausgesprochen, in rührender Herzlichkeit an sein Volk, als er ihm neue Lasten auflegen musste, nie aber nachdrücklicher und mannhafter als in dem bekannten merkwürdigen Brief, den er im Sept. 1808 an Napoleon schrieb.

Indessen wenn ihm auch die herzliche Freude an edlen Früchten jetzt abging, die vordem sein Thun erfrischt, die Pflichttreue war die gleiche wie ehedem. Dasselbe Gepräge sittlichen Ernstes und einer humanen, milden Gesinnung hat sich auch in diesen schweren Tagen nicht verleugnet. Kaum an einer Stelle hat die Rheinbundszeit verständiger und schonender verfahren. Zeugniss dafür legen die Organisationsedicte von 1803 und 1807 ab; fruchtbarer ist wohl die spätere Zeit der Gesetzgebung gewesen, aber nicht dauerhafter. Karl Friedrich hat damals als die erste Folge erweiterten Länderbesitzes die Verpflichtung bekannt: „die in einer langjährigen, durch Gottes Gnade gesegneten Regierung gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen den neu hinzugekommenen Landen nützlich zu machen.“ Es galt, inmitten eines steten Wechsels der Verhältnisse und Anforderungen die Verwaltung des Landes und die Rechtspflege zu organisiren, standesherrliche und ritterschaftliche Beziehungen zu ordnen, die Stellung der Staatsdiener, der Körperschaften,

der Gemeinden zu regeln, das Verhältniss der Kirchen zu ordnen, die Grundsätze des Eherechts und der confessionellen Erziehung mit den Bedürfnissen der Zeit in Einklang zu setzen, den Unterricht und das Schulwesen festzustellen, der jüdischen Bevölkerung die Anfänge einer besseren bürgerlichen Existenz zu sichern. Was neben der gereiften Erfahrung und gesetzgeberischen Sicherheit in allen diesen Organisationen besonders wohlthuend hervortritt, das ist der den Rheinbundszeiten sonst nicht eigne Geist der Milde und Vermittlung zwischen dem Ueberlieferten und dem Neuen. Die wichtigsten jener Organisationsedicte — ich erinnere besonders an die, welche die religiösen und kirchlichen Fragen betreffen, — beurkunden überall einen freisinnigen und toleranten Geist, aber ohne gewaltthätige Sprünge, voll schonender Rücksicht für das Hergebrachte und Angewohnte: sie sind ächte Producte der humanen und liberalen Gesinnung, die einst der markgräflichen Zeit die Anerkennung der Welt erwarben.

Damals ist auch, inmitten der drängenden Sorgen des Tages, unsere Hochschule neu erstanden. Das abgelaufene Jahrhundert drohte ihr verhängnissvoll zu werden. Einer nicht gedeihlichen inneren Entwicklung waren die Erschütterungen des jüngsten Deceniums gefolgt. Durch die Revolution ihrer meisten Güter beraubt, in den Kriegsjahren fast verödet, schien sie das Schicksal so mancher ehrwürdigen Reliquie alter Zeiten theilen zu müssen. Es war einer der ersten Acte Karl Friedrichs in den neuerworbenen pfälzischen Landen, die schwer erschütterte Schöpfung Pfalzgraf Ruprechts auf festeren Grundlagen wieder aufzurichten. Sein XIII. Organisationsedict vom 13. Mai 1803 erklärte Heidelberg zur hohen Landesschule und sicherte ihr eine neue Dotation, die „auf die Renten der Pfalzgrafschaft versicherungsweise besonders radicirt sein" sollte. Der leidige Hader der Confessionen, der das vorangegangene Jahrhundert hier so viel beschäftigt, ward durch die Erklärung geschlichtet, dass die Anstalt „den drei christlichen Religionspartheien, welche in Deutschland Bürgerrecht haben, gewidmet sein solle." Die Organisation in allen ihren Theilen trägt jenes Gepräge verständiger Einsicht und Liberalität, der Karl Friedrichs gesetzgeberische Arbeiten kennzeichnet; die meisten der damals gegebenen Bestimmungen haben sich lange Zeit als praktisch erwiesen. „Rector der

Universität, sagte das Edict, die wir auf diese Art von Neuem begründen, wollen wir selbst sein und unseren Nachfolgern diese Würde hinterlassen."

Es war für Karl Friedrich und seine Räthe, unter denen in diesen Fragen Reizenstein die erste Stelle einnimmt, keine leichte Aufgabe, neben den unmittelbaren Anforderungen einer harten und gebieterischen Gegenwart eine so zarte Pflanzung zum Wachsthum zu führen; wenn wir den Umfang, die Dotation, die akademischen Institute von heute mit damals vergleichen, so hebt sich freilich die Opulenz unsrer Tage auf dem knappen Hintergrund jener Zeit glänzend hervor, und wir können nur dankbar anerkennen, wie binnen 60 Jahren mit den Bedürfnissen auch die Mittel gewachsen sind. Um so bewunderungswürdiger ist das, was jene Zeit mit ihren bescheidenen Mitteln geleistet hat. Binnen wenig Jahren traten zu Daub dem Theologen Schwarz (1804), de Wette (1807), Marheineke (1807), Paulus (1810); die juristische Fakultät, bei deren Herstellung Savignys Rath eingeholt ward, erstand neu durch Heise, Thibaut (1805), Martin (1805), Klüber (1807) und Zachariä (1807); die medicinische erhielt an Nägele (1807) den ersten Mittelpunkt einer lange blühenden Gemeinschaft; für die philosophischen und historischen Wissenschaften traten ein Creuzer (1804), Wilcken (1805) und A. Böckh (1807), der einzige noch in rüstigem Schaffen lebende Zeuge jener Zeit der Wiederherstellung.

So erwuchs eine stolze Reihe wissenschaftlicher Ahnen, denen nachzustreben die ebenso schwere wie reizende Aufgabe der Nachgeborenen ward. Wie es an einer ächten und rechten Hochschule sein soll, haben damals nicht allein die einzelnen Fächer für sich eine eifrige Pflege gefunden, sondern auch belebend in einander gegriffen und an der grossen geistigen Bewegung, die zu Anfang dieses Jahrhunderts das wissenschaftliche wie das nationale Leben erfrischte, hat das wiedergeborene Heidelberg seinen reichen Antheil gehabt. In der schweren Zeit, die der fürstliche Wiederhersteller durchzumachen hatte, war ihm das Interesse an dieser Anstalt eine wohlthuende Erfrischung. Fast achtzigjährig hat er 1807 die wissenschaftlichen Preismedaillen gestiftet, die wir heute vertheilen. Es ist eine seiner letzten und bezeichnendsten Schöpfungen.

Ein Jahr nach des edlen Fürsten Tod, der am 10. Juni 1811 erfolgte, begann das Gottesgericht, dem das korsische Weltreich erlegen ist. Unter Kämpfen und Wehen erwuchs eine lange Zeit des Friedens, erstanden neue Formen, Bedürfnisse und politische Ordnungen. Inmitten dieser Umgestaltungen und der wechselnden Kämpfe darum hat sich ein Unvergängliches erhalten: die Ueberlieferung von Karl Friedrichs Walten, als Vorbild und Mahnung für den Fürsten und das Volk, Beiden eine Quelle künftiger Glückseligkeit. Wir, die wir jetzt leben, geniessen ungetrübter als ein früheres Geschlecht den Segen dieser edlen Tradition; wie in dem erhabenen Enkel der Geist des Aeltervaters fortlebt, weiss dies Land und weiss die Welt. Wohl dürfen wir dankbar Göthes Wort nachsprechen:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Bevor ich mich zum Schlussakt unserer Feier, der akademischen Preisvertheilung wende, gestatten Sie mir in Kurzem die Chronik unserer Hochschule in diesem vergangenen Jahr zusammenzufassen. Es ist überwiegend Erfreuliches, was ich zu erwähnen habe. Der Besuch der Universität, seit Jahren im Steigen begriffen, ist auch diesmal gewachsen; über 600 Akademiker sind in den beiden Semestern neu immatriculirt worden. Im letzten Sommerhalbjahr hat die Frequenz die beträchtlichste Höhe erstiegen, die sie seit beinahe zwei Decennien erreicht hat und auch in dem laufenden Semester wird der Besuch, obwol wie häufig schwächer als im Sommer, den vom vorigen Winter überschreiten.

Unter den akademischen Lehrern vermissen wir heute den hochberühmten Senior unserer Hochschule, Geh. Rath Dr. Chelius; seit nahezu einem halben Jahrhundert als Lehrer und Arzt hier thätig und in beiden Richtungen eine der ersten Celebritäten dieser Universität, ist er beim Beginn dieses Semesters, unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienstleistungen, in den von ihm nachgesuchten Ruhestand getreten. Ehrenvollen Berufungen folgend sind aus unserem Kreise ausge-

schieden Dr. Hausrath in Folge seiner Ernennung zum Assessor im evang. Oberkirchenrath; Dr. Pickford zum Lehrer der Volkswirthschaft an der polytechn. Schule in Carlsruhe ernannt, Dr. Laspeyers, als ordentlicher Professor der Nationalökonomie an die Universität Basel berufen; Dr. Meidinger, dem mit dem Charakter als Professor die Verwaltung der zu errichtenden Landesgewerbhalle in Carlsruhe übertragen ist. Professor Dr. Diezel, durch Beschluss grossh. Ministeriums mit dem volkswirthschaftlichen Unterricht an der polytechn. Schule beauftragt, hat um Urlaub nachgesucht. Durch Tod haben wir den Privatdocenten der Rechte, Dr. Fr. Wilh. Schaaff verloren.

An neuen Lehrkräften hat uns das verflossene Jahr zunächst den willkommenen Zuwachs gebracht, den schon mein verehrter Vorgänger anzukündigen in der Lage war. In der classischen Philologie hat zu unserer Freude Prof. Köchly im verflossenen Sommersemester seine Wirksamkeit begonnen; zur gleichen Zeit ist der Blüthe unserer naturwissenschaftlichen Studien, von welcher die Fürsorge grossherzoglicher Regierung in diesem Jahr eine schwere Gefahr abgewendet hat, in Prof. Kopp ein neuer Bürge gewonnen und erhalten worden. Als Privat-Docenten haben sich habilitirt in der jurist. Fakultät Dr. Karl Binding und Dr. Wilhelm Benedict Lüders; in der medic. Dr. Martin Fehr; in der philosoph. Fakultät Dr. Jakob Richter für Philosophie; Dr. Karl Mendelssohn Bartholdy für Geschichte; Dr. Wilhelm Reiss für Naturwissenschaften, Dr. Alex. Riese für Philologie, Dr. E. Otto ist als Lector der neueren Sprachen zugelassen worden.

Aus der Reihe unserer Privatdocenten ist Dr. W. Wundt in der medic. Fakultät der Charakter als ausserordentlicher Professor ertheilt worden. Mit ehrenden Auszeichnungen ward auch in diesem Jahre unsere Hochschule reichlich bedacht. Professor Dr. Hitzig ist zum Kirchenrath, Prof. Fuchs zum Medicinalrath ernannt worden; Hofrath Dr. Zöpfl hat das Komthurkreuz II. Klasse des Sachsen-Ernest. Hausordens, Geh. Rath Mittermaier das Commandeurkreuz zweiter Klasse des kön. Württemb. Friedrichsordens, Professor Dr. Röder das Ritterkreuz des kön. niederl. Löwenordens erhalten; Geh. Rath Bunsen ist der k. preuss. Orden pour le mérite für Wissenschaft und Künste ertheilt worden und dem Prorector

hat S. k. H. der Grossherzog von Sachsen das Comthurkreuz des Ordens vom weissen Falken verliehen.

Den akademischen Anstalten, unter denen das naturwissenschaftliche Institut nun vollendet und nach dem Wunsch der Universität zu Ehren des erhabenen Gründers „Friedrichsbau“ genannt worden ist, sind auch in diesem Jahre dankenswerthe Bereicherungen zu Theil geworden. Dem Minerialiencabinet ist von Sr. Exc. dem Kais. russ. Generallieutenant von Völkner in Katharinenburg ein sehr werthvolles Geschenk von 105 Stück Uralischer Mineralien zugegangen. Der Universitätsbibliothek, deren Bedürfnisse mit der zunehmenden Blüthe unserer Anstalt sich steigern, hat die Grossh. Regierung eine ausserordentliche Verwilligung von 600 Gulden gewährt und damit einen neuen Beweis der umsichtigen und wachsamen Fürsorge gegeben, deren wir uns in allen Theilen unserer akademischen Verwaltung zu erfreuen haben. Ausserdem sind der Bibliothek auch in dem abgelaufenen Jahre zahlreiche Geschenke zugekommen, theils von einzelnen Mitgliedern der Hochschule und auswärtigen gelehrten Freunden und Gönnern, theils von verschiedenen Akademien und gelehrten Gesellschaften, insbesondere von den Akademien zu Wien München und Brüssel wie von der Smithsonian Institution zu Washington in den Vereinigten Staaten, ferner von dem statistischen Congresse, von dem Grossh. Minist. des Innern, dem eidgenössischen Departement des Innern und dem kön. italienischen Ministerium des Ackerbaus. Auch S. M. der Kaiser der Franzosen hat in diesem wie in früheren Jahren unsere Bibliothek durch werthvolle Publicationen bereichert.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, im Namen der Universität für alle diese Gaben den verbindlichsten Dank öffentlich auszusprechen.

Von dem Fleisse unserer akademischen Jugend liegen erfreuliche Proben vor, in den zahlreich eingegangenen Preisschriften. Nur für die von der theologischen Fakultät gestellte ist diesmal kein Bewerber aufgetreten.

Die juristische Preisaufgabe war eine quellenmässige Darstellung des Hausfriedens und der Einrichtungen zum Schutze desselben in dem ältern deutschen Rechte, verbunden mit der Begründung und Ausführung dieses Begriffs im Geiste des heutigen Verfassungsrechts.

Es sind zwei Arbeiten eingelaufen. Die eine, mit dem Motto: Alprose, kann nach dem Urtheil der juristischen Fakultät nicht als eine Lösung der gestellten Aufgabe betrachtet werden, indem sie sich mehr mit Vorarbeiten auf dem Gebiete der Rechtsalterthümer als mit der quellenmässigen Darstellung und mit der geschichtlichen Entwicklung des Hausfriedens beschäftigt. Sie zeugt zwar von einer nicht unbedeutenden Belesenheit und von mancherlei insbesondere auch sprachlichen Studien des Autors, sowie von einem kühnen Streben desselben, auf den dunkeln Vorstufen der deutschen Rechtsgeschichte Entdeckungen zu machen, aber es treten allzuoft die Bilder einer nicht gehörig überwachten Phantasie an die Stelle der gesuchten Wahrheiten und es erscheint die ganze Methode der Behandlung für eine juristische Arbeit nicht geeignet.

Dagegen verdient die andere Abhandlung mit dem Motto:

Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo,
Et sedet post fornacem,
Et habet bonam pacem,

sowohl wegen der fleissigen Darstellung der Quellen, als um der umsichtigen und wohldurchdachten Behandlung des Stoffes willen, sowie mit Rücksicht auf die juristische Klarheit der ausgeführten Rechtssätze die volle Anerkennung der Fakultät, welche einmüthig der Ansicht ist, es sei dem Verfasser derselben der Preis zuzuerkennen.

Nach Eröffnung des mit dem Motto: Beatus ille homo etc. überschriebenen Couverts zeigt sich als Verfasser:

EDGAR LOENING aus FRANKFURT a. M.

Die medicinische Preisaufgabe hatte gelautet:

„Ordo medicorum postulat perscrutationem anatomicam et comparativam annuli ciliaris in mammalibus aeque atque in homine, ratione inprimis habita partium muscularium."

Es ist eine Arbeit eingereicht worden, mit dem Motto: „Omissis auctoritatibus ipsa re et ratione exquirere debemus veritatem."

Das Urtheil der medicinischen Facultät lautet:

Der Verfasser hat nach einer kurzen historischen Einleitung zuerst die Anordnung und das Verhalten der Muskelfasern im annulus ciliaris des Menschenauges festzustellen gesucht und dann, indem er sich streng an die characteristischen Merkmale dieser Fasern im Menschenauge hielt, nachgeforscht, bei welchen Säugethieren unter den inländischen, so wie auch unter einigen ausländischen, deren Augen zu untersuchen sich ihm Gelegenheit bot, Muskelfasern im Annulus ciliaris vorkommen und bei welchen sie fehlen, so wie welche Verschiedenheiten in der Anordnung der Muskelfasern bei den Thieren sich finden. Die Arbeit zeugt nicht nur von vielem Fleisse und grosser Genauigkeit, sondern sie spricht auch für eine lobenswerthe Umsicht und für ein unbefangenes Urtheil des Verfassers auf diesem Felde histologischer Untersuchungen. Die von ihm gewonnenen Ergebnisse sind zum Theil neu, und verdienen Beachtung wegen des Interesses, das sie für die Lehre von der Accommodation des Auges bei den Säugethieren haben. Die der Arbeit beigegebenen Abbildungen sind sehr gelungen und dürfen als werthvoll bezeichnet werden, weil sie Verhältnisse darstellen, die in dieser Weise durch Abbildungen noch nicht versinnlicht sind. Die Preisschrift ist daher nach dem einstimmigen Urtheil der Fakultät sehr lobenswerth und vollkommen würdig gekrönt zu werden.

Bei Eröffnung des mit dem erwähnten Motto omissis auctoritatibus etc. überschriebenen Briefes lese ich den Namen:

Stud. med GEORG ED. MEYER aus BREMEN.

Die philosophische Facultät hatte nach dem statutenmässigen Turnus zwei Preisfragen aufgestellt, die eine aus der Geschichte: Leges Semproniae a Cajo Graccho latae colligantur atque explicentur.

Es ist eine Arbeit eingereicht worden, die als Motto die ciceronianischen Worte trägt: eam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat. Der Verfasser hat im Ganzen die Grenzen der Aufgabe richtig eingehalten, ist auf die Quellen selbst zurückgegangen und hat die gesammte Literatur über den Gegenstand einschliesslich der neueren, ziemlich vollständig durchforscht. Der Fleiss, die Umsicht und die Besonnenheit, die er dabei beurkundet, verdienen

alles Lob. Wünschenswerth wäre es gewesen, er hätte die Beschaffenheit der älteren Quellen einer eingehenderen Beurtheilung unterzogen und was er im Einzelnen versucht, die Bruchstücke der Sempronianischen Gesetze möglichst authentisch herzustellen, im ganzen Umfang der Arbeit durchgeführt. Davon abgesehen entspricht die Abhandlung der gestellten Aufgabe in erfreulichster Weise und hat den an sich nicht leichten Gegenstand unleugbar gefördert. Die Fakultät ist daher einstimmig der Meinung gewesen, es sei dieselbe mit dem Preise zu krönen.

Als Verfasser der Schrift ergibt sich nach Oeffnung des Siegels:

Stud. phil. OTTO WALTZ aus HEIDELBERG.

Die zweite Preisaufgabe der philosophischen Fakultät aus dem privatwirthschaftlichen Gebiete genommen, betraf:

„Die Hackwaldswirthschaft im Odenwalde oder Schwarzwalde, land- und forstwirthschaftlich betrachtet."

Es sind zwei Aufsätze übergeben worden, die beide von fleissiger Erforschung dieser merkwürdigen, eine Verbindung von Holzzucht und Feldbau enthaltenden Bewirthschaftungsweise des Bodens an Ort und Stelle und von guter Verarbeitung des gesammelten Stoffes, so wie von verständiger Beurtheilung der bekannten Thatsachen zeugen. Es versteht sich von selbst, dass die Verfasser nicht in der Lage waren, das was in Bezug auf dieses Verfahren noch dunkel und streitig ist, durch eigene Versuche aufzuhellen.

Die erste Abhandlung trägt den Sinnspruch:

„Wenn der Einzelne sein wirthschaftliches Wohl fördert, so fördert er meist dadurch zugleich das des Ganzen."

Sie ist sorgfältig und in guter Ordnung geschrieben, gibt eine vollständige Beschreibung der Hackwaldwirthschaft im Odenwalde, sowohl nach eigner Erkundigung, als nach gedruckten Schriften, weist die Vortheile dieser Benutzungsart des Bodens sowohl für den Waldbesitzer als von volkswirthschaftlicher Seite nach; sie erklärt die dabei stattfindenden Vorgänge mit Hülfe naturwissenschaftlicher Lehrsätze, und enthält zugleich eine Menge schätzbarer Wirthschaftsergebnisse in Zahlen.

Die zweite Abhandlung ist überschrieben:

„Natura in agris colendis imitanda est."

Der Verf. hat nicht allein wie der erstgenannte Bewerber den badischen und hessischen Odenwald, sondern auch den Schwarzwald zum Behufe seiner Arbeit durchforscht, viele aus der Erfahrung der Forstwirthe geschöpfte Thatsachen gesammelt und den Gegenstand aus dem Standpunkte der heutigen landwirthschaftlichen Chemie zu beleuchten gesucht. Er ist hierdurch zu anderen, für die Zukunft der Hackwaldwirthschaft minder günstigen Ergebnissen gelangt, als sie in dem ersten Aufsatze ausgesprochen sind. Seine Arbeit ist flüchtig geschrieben, einzelne seiner Urtheile sind gewagt und selbst kaum haltbar; gleichwohl beweist der Aufsatz Fleiss und selbstständiges Nachdenken. Obgleich die Fakultät nach sorgfältiger Prüfung der Abhandlung mit dem Motto: „Wenn der Einzelne" den Vorzug einräumen zu müssen glaubte, so würde sie doch bedauert haben, der Arbeit mit dem Motto: natura in agris colendis imitanda est nur das Accessit ertheilen zu können, weil dieselbe im Ganzen ebenfalls lobenswerth und verdienstlich ist und der ersten nur wenig nachsteht. Glücklicher Weise ist die Facultät in den Stand gesetzt worden, auch dem Verfasser dieser zweiten Arbeit eine ermunternde Anerkennung zu geben, indem auf ihren, vom Engeren Senate unterstützten Antrag das Grossh. Ministerium des Innern ihr eine zweite Preismünze für den vorliegenden Zweck zur Verfügung gestellt hat. Sie hat daher den Verfassern beider Bewerbungsschriften Preise zuerkannt.

Nach Eröffnung des Siegels nennt sich als Verfasser der Abhandlung mit dem deutschen Motto:

Stud. cam. HEINRICH WOHLGEMUTH aus UNTERGIMPERN.

Und als Verfasser der Abhandlung mit dem Motto: natura in agris colendis imitanda est:

Stud. phil. JONAS RUDOLF STROHECKER aus FRANKFURT. a. M.

Als Preisfragen für das folgende Jahr werden aufgestellt:

Von der theologischen Fakultät:

„Disseratur de ratione studii theologici in melius corrigendi a theologis seculi XV Parisiensibus: Petro de Alliaco, Ioanne Gersonio et Nicolao de Clemangis proposita."

Von der juristischen Fakultät:

„Darstellung der gemeinrechtlichen Grundsätze über die Kirchenbaulast.

Von der medicinischen Fakultät:

„Disseratur de causis et genesi coarctationis pelvis, quam vocant obliquam seu unilateralem."

Von der philosophischen Fakultät:

aus der Philosophie:

„Geschichtliche Darstellung und wissenschaftliche Prüfung des von Aristoteles, Baco von Verulam und John Stuart Mill für die Theorie der Induction Geleisteten."

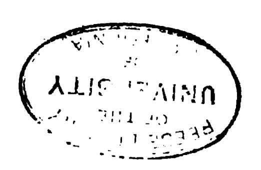
aus den Naturwissenschaften:

„In einem vertikalen cylindrischen Gefässe mit horizontalem Boden befindet sich eine Wassermasse. Es sollen die stehenden Wellen, die in dieser sich bilden können, untersucht werden."

So ist dem wissenschaftlichen Streben mannigfaltiger Anlass gegeben, sich zu bethätigen; hoffen wir, dass die Beispiele von heute auch für das kommende Jahr ermunternd wirken!

Es bleibt mir zum Schlusse nur noch Eines: die innigsten Segenswünsche auszusprechen für S. K. Hoheit den Grossherzog unsern erhabenen Rector Magnificentissimus und sein erlauchtes Haus. Möge es Ihm und Seiner Regierung auch fernerhin vergönnt sein, beglückt von äusserem und innerem Frieden, Unser Aller Wohlfahrt wirksam zu fördern!

Dass über diesem gesegneten Lande und über dieser blühenden Stätte deutscher Wissenschaft der Geist des Ahnherrn wie bisher, schirmend und beglückend walte, das wolle Gott!




142153
DD801
B175H3

